

Alex van Stipriaan

Das Königliche Tropeninstitut und die Suche nach Wurzeln

Mit Einleitung über das KIT

DAS *Königliche Tropeninstitut* (*Koninklijk Instituut voor de Tropen, KIT*) in Amsterdam hatte bereits einige Vorgänger. Zu den wichtigsten zählt das Kolonialmuseum in Haarlem, welches im Jahr 1871 seine Türen öffnete. Die Initiative zu dessen Gründung wurde von Frederik Willem van Eeden, dem Vater des berühmten Schriftstellers, ergriffen. Er kümmerte sich vor allem um all die ungewöhnlichen Sammlungen, die im Laufe der Zeit von Menschen zusammengestellt wurden, die nach einem langen Berufsleben in den Kolonien in die Niederlande zurückgekehrt waren. In Büros, Wohnzimmern, Kellern oder auf Dachböden fanden sich ausgestopfte Tiere, Steine, in Alkohol eingelegte Reptilien, ausgeblasene Eier, exotische Vögel, Holzproben, getrocknete Pflanzen, Gebrauchsgegenstände und sehr viele Waffen. Diese Raritäten wurden zur Illustration von bisweilen spannenden Geschichten aus den Kolonien verwendet, aber nach einiger Zeit waren sie doch recht stark vom Verfall bedroht.¹

Als Sekretär der Gesellschaft zur Förderung des Gewerbes und unterstützt von einem Zusammenschluss bestehend aus Unternehmern und Politikern konnte van Eeden das ehemalige Wohnhaus König Ludwig Napoleons (das heutige Provinzhaus), den Pavillon Welgelegen im Haarlemmerhouttuin in Haarlem erwerben. Dort errichtete er das erste Kolonialmuseum der Welt mit dem Ziel, »Rohstoffe, Naturerzeugnisse und Gewerbefleiß aus den niederländischen Besitzungen in Übersee« zu zeigen.² Das Museum sollte Raum schaffen für eine Wissensvermittlung und die Stimulierung von Handel und Wohlstand. So fand beispielsweise 1888 eine reizvolle Ausstellung über Bambusprodukte, wie Stühle, Etageren, Teetische und Ähnliches statt, die einen wahren Kult auslöste. Bambus- und Rattanmöbel wurden die neueste Mode, was zur Folge hatte, dass der Absatz dieser Produkte enorm stieg – nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in Deutschland.

Zur gleichen Zeit fand innerhalb des Kolonialmuseums eine Verschiebung des Schwerpunktes, der bis dahin vor allem auf dem Gewerbefleiß gelegen hatte, zur Volkskunde hin statt. Die Aufmerksamkeit galt nun dem »gegenwärtigen Zustand der Völker [...] zur Vermehrung des Wissens über das Wirtschaften, die Sitten und

1 Vgl. J. WOUDEMA, *Een markant gebouw in Amsterdam-Oost: Het Koninklijk Instituut voor de Tropen*, Amsterdam 2004, S. 6–14.

2 Vgl. WOUDEMA (wie Anm. 1), S. 8.

Bräuche dieser Bevölkerung.« Nun wurde auch Grundlagenforschung in einem eigenen wissenschaftlichen Labor durchgeführt, zum Beispiel über die Nährwerte verschiedener Gewächse. Auch das neue Medium Fotografie hielt zu dieser Zeit Einzug in das Museum.

Schon bald platzte das Kolonialmuseum mit seinen etwa 15.000 Objekten aus Ost und West aus den Nähten, und es musste nach einer neuen Behausung gesucht werden. Zu diesem Zweck wurde im Jahr 1910 in Amsterdam die *Vereinigung für das königliche Kolonialinstitut* gegründet. Dieser Verein, der enge Verbindungen zur Wirtschaft und zum kolonialen Handelskapital hatte, erteilte den Auftrag zum Bau eines Instituts im Osten Amsterdams. 1923 wurde das Museum in Haarlem geschlossen, und im Jahr 1926 eröffnete Königin Wilhelmina das größte Gebäude Amsterdams, das auch in ästhetischer Hinsicht stark imponierte. Es bot eine Bleibe für die Sammlung aus Haarlem, die sich jedoch sogleich durch die Hinzufügung der ethnographischen Sammlung des Tierparks *Artis* verdoppelt hatte. Dies klingt heute sonderbar, aber damals war eine solche ethnographische Sammlung in einem Zoo absolut üblich, weil sie die evolutionäre Suche nach dem »missing link« veranschaulichte. Im Übrigen war diese *Artis*-Sammlung, die noch älter war, als die des alten Museums in Haarlem, sehr volkscundlich geprägt und passte dadurch besser in das neue, nahe gelegene Museum. Das neue Institut war stark wissenschaftlich ausgerichtet, vor allem in den Disziplinen Landwirtschaft, Medizin und Völkerkunde wurde geforscht. Die drei separaten Abteilungen Tropische Produkte, Tropische Hygiene und Volkskunde erhielten im Museum jeweils einen eigenen Bereich. Durch Schenkungen, Expeditionen und Forschungsreisen wuchs die Sammlung noch erheblich, vor allem in Bezug auf Indonesien, das damals noch »Niederländisch-Indien« hieß.³ Nach dem Zweiten Weltkrieg erklärte diese Kolonie jedoch ihre Unabhängigkeit, was eine fundamentale Veränderung für das Kolonialinstitut bedeutete. Deswegen wurde es im Jahr 1949 in *Königliches Tropeninstitut* umbenannt, und das Museum wurde zum Tropenmuseum. Zu diesem Zeitpunkt war die Sammlung schon auf ungefähr 80.000 Objekte angewachsen und begann sich in ihrer Zusammensetzung zu verändern, da sich die Perspektive von den Kolonien hin zu anderen Teilen der – sich dekolonisierenden – Welt verschob. Es wurden neue Sammlungen angelegt, die jeweils versuchten, dem Betrachter ein Bild vom täglichen Leben in den Tropengesellschaften zu verschaffen. Durch spezielle Feldforschungsreisen in viele verschiedene Länder konnten komplette Szenarien aus der Landwirtschaft, dem Handwerk oder Handel nachgestellt werden. Als Requisiten brachte man von diesen Reisen unter anderem Ochsenkarren, Behausungen und meterlange Boote mit. Dies begründete allmählich eine Tradition von stark evokativen Ausstellungen, die das Tropenmuseum berühmt machten. Daneben entstand durch die immer handlicher werdende Technik auch eine beeindruckende Bildkollektion von Fotos und Filmen, und das *Königliche*

3 Vgl. D. VAN DUUREN, *125 jaar verzamelen*, Amsterdam 1990, S. 13–19.

Tropeninstitut entwickelte sich zu einem international renommierten Zentrum für ethnologische Musikwissenschaften.⁴

Durch das steigende Engagement in den 1960er bis 1980er Jahren und stimuliert durch den größten Auftraggeber des Tropenmuseums, das Außenministerium, zielte man zunehmend darauf ab, Verständnis und eine Basis für das neue Phänomen Entwicklungszusammenarbeit zu schaffen, das zu Beginn noch »Entwicklungshilfe« genannt wurde. Das bedeutete ein zunehmendes Interesse für weltweite Armut und Ungleichheit rund um Themen wie Obdachlosigkeit, Wasserversorgung, die Position der Frau, Gesundheit, die Entwicklung des ländlichen Raumes und die Entstehung von neuen Stadtkulturen. Gleichzeitig veränderte sich das Museum von einem sehr wissenschaftlichen in einen immer publikumsfreundlicheren Ort, an dem sich Besucher gerne aufhalten. Außerdem wurden ein Museum für Kinder und ein separates Theater eröffnet sowie die große Bibliothek der breiten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig entdeckte das Museum selbst, dass Entwicklungszusammenarbeit nicht nur eine ökonomische Komponente besitzt, sondern dass man sie niemals unabhängig von der kulturellen Dimension betrachten sollte. Dadurch wurde es immer mehr selbst zum Spieler auf dem internationalen Parkett. Das Museum beteiligt sich daher auch in zunehmendem Maße nicht nur an der musealen Zusammenarbeit mit den nicht-westlichen Ländern, sondern auch an Projekten, in denen Forschung und Expertise auf den Gebieten Geschichte, kulturelle Veränderungsprozesse oder interkulturelle Wissensvermittlung und Gesellschaftsentwicklung gefordert werden.

Inzwischen hat sich das Tropenmuseum wieder verändert. Es ist nun weniger ein Museum für Entwicklungszusammenarbeit, sondern eher ein kulturhistorisches Museum für Interkulturalität geworden. Nicht nur dem ästhetischen Aspekt und der Funktionalität von Objekten wird Aufmerksamkeit geschenkt, sondern vielmehr geht es heute um die Geschichte rund um die Objekte. Das betrifft die Schöpfer und Nutzer der Objekte, wie auch deren Sammler, ebenso wie die heutige kontextuelle Entwicklung rund um die Objekte, worunter die zunehmende Globalisierung und Migration fällt.

Die immaterielle Kultur, welcher ausserhalb der berühmten ethnomusikologischen Sammlung Jaap Kunst nie außerordentliche Aufmerksamkeit gewidmet wurde – es war ausschließlich ein Objektmuseum – wird nun viel mehr studiert und gezeigt. Neue digitale Techniken und Medien sind hier sehr hilfreich. Das Museum versucht nun, Ausstellungen zu zeigen, inklusive nicht-westlicher moderner Kunst, in denen ansprechende Geschichten und Fragen neue Perspektiven und Kontexte erkennen lassen, welche auch für die heutige niederländische Gesellschaft relevant sind. Langsam sind Verschiebungen sichtbar, von einem Museum, das mit

4 Vgl. VAN DUUREN (wie Anm. 3), S. 24. Heute ist die Kernsammlung geographisch unterteilt in: Südost-Asien (vor allem Indonesien), Südasiens, Ozeanien (vor allem Neu Guinea), Mittlerer Osten und Nordafrika, Afrika südlich der Sahara sowie Lateinamerika und Karibik (vor allem Surinam).

seinen Objekten »die anthropologische Wahrheit« zeigt, zu einem interaktiv erforschenden Museum, das mit Objekten und mit neuen Medien Geschichten erzählt und Fragen stellt – auch an sich selbst. Damit setzt es sich auch nachdrücklich und kritisch mit seinen eigenen kolonialen Wurzeln auseinander.⁵

Seit der Eröffnung des Institutes ist das Museum immer ein Teil eines größeren Ganzen gewesen. Dennoch prägt es in der Öffentlichkeit das Bild vom *Königlichen Tropeninstitut*. Jährlich liegen die Besucherzahlen zwischen 180.000 und 210.000 Personen, die Sammlung besteht aus 160.000 Objekten, 20.000 textilen Exponaten, etwa 10.000 bildlichen Darstellungen (Kupferstichen, Drucken etc.), Gemälden und Dokumenten und mehr als einer Viertelmillion vor allem historischer Fotos. Die Sammlungen kann man auch online unter <http://www.tropenmuseum.nl> einsehen. Es gibt zusätzlich auch ein Theater mit einem großen und einem kleinen Saal, welches mit ungefähr 180 bis 200 Produktionen im Jahr ein internationales Podium für traditionelle, moderne und avantgardistische Kulturbeiträge aus der ganzen Welt bietet. Das koloniale Ambiente bietet darüber hinaus auch regelmäßig Raum für populäre Tanzevents von HipHop bis Salsa.

Die Abteilung ILS (*International Library Services*) beherbergt eine der größten europäischen Bibliotheken für internationale- und Entwicklungszusammenarbeit und verfügt außerdem über eine einzigartige Kollektion von dokumentarischem kolonialen Erbgut. Aktuell findet eine große Digitalisierung des Bestandes statt. So steht inzwischen zum Beispiel eine Sammlung von 13.000 historischen Landkarten online unter <http://www.kit.nl/library> zur Verfügung.

Ebenfalls eng mit dem KIT verbunden ist *KIT Publishers*, ein Verlag, der jährlich etwa sechzig bis achtzig Bücher in den Bereichen nichtwestliche Kunst und Kultur, Entwicklungsforschung, Reisen und Kinderliteratur publiziert. Die anderen Abteilungen des KIT sind:

- *KIT Development and Practice* berät internationale Projekte und organisiert Kurse in den Bereichen Gesundheitswesen, wirtschaftliche-, soziale und institutionelle Entwicklung und Gender.
- *KIT Biomedical Research* betreibt Gesundheitsforschung, entwickelt kostengünstige diagnostische Tests für Krankheiten wie Malaria, Lepra und Tuberkulose und berät beim Aufbau von Labors in Entwicklungsländern.
- *KIT Intercultural Management and Communication* bietet ein integriertes Sprach- und Kulturtraining für Niederländer, die ins Ausland gehen, und für Ausländer, die in die Niederlande kommen, um dort zu leben und zu arbeiten.

Das KIT finanziert sich selbst über eigene Einnahmen. Das Außenministerium ist der größte Auftraggeber, aber daneben gibt es noch viele andere. Ungefähr 500

5 Siehe KIT TROPENMUSEUM, *Collectienota 2003–2007*, Amsterdam 2003 und D. VAN DUUREN, *Physical anthropology reconsidered; Human remains at the Tropenmuseum*, Amsterdam 2007.

Mitarbeiter sind in und mit etwa 60 Ländern auf der ganzen Welt beschäftigt. Das Museum ist zwar das Gesicht der Institution, sorgt aber nur für zehn bis fünfzehn Prozent des gesamten Umsatzes des *Königlichen Tropeninstituts*.

Das Königliche Tropeninstitut und die Suche nach Wurzeln

Der Verfasser dieses Beitrags tauschte im Jahr 2005 seine Vollzeitprofessur an der Erasmus Universität in Rotterdam, an der er schon zwanzig Jahre als Historiker beschäftigt war, gegen eine Teilzeitanstellung als Professor für karibische Geschichte. Auf diese Weise konnte er in der restlichen freien Zeit als Konservator für Lateinamerika und das karibische Gebiet im Tropenmuseum arbeiten. Vor zwei Jahren hat er dann dort mit einem Projekt begonnen, das wohl das schönste Projekt ist, an dem er je gearbeitet hat. Dort konnte er alle Facetten seines Faches einbringen und weiterentwickeln. Es wurde ein gemeinsames Projekt mit der Erasmus Universität und mitfinanziert durch einige große Fonds.⁶ Die Ergebnisse waren: ein kurzer und ein langer Film, diverse Publikationen, eine Website, diverse öffentliche Präsentationen, sehr viel mediale Aufmerksamkeit, ein Buch, welches sich noch in Vorbereitung befindet, und einige wertvolle Freundschaften. An dem Projekt haben teilgenommen: Sechs künstlerisch talentierte junge Erwachsene und zwei etwas ältere und bereits etablierte Künstler – alles Afro-Niederländer mit einem surinamischen oder antillianischen Hintergrund. Außerdem waren noch eine Koordinatorin/Historikerin und ein Soziologe involviert, letzterer ebenfalls ein Afro-Niederländer. Das Projekt trägt den Titel *Back to The Roots/Auf der Suche nach den Wurzeln*, und die sehr einfache Forschungsfrage lautet: Was sind eigentlich »Wurzeln«, und wie sehen sie aus?

In der heutigen Zeit des Multikulturalismus, des Fundamentalismus und der *identity politics* scheint auf einmal jeder Wurzeln zu haben. Keine multikulturelle Diskussion im Fernsehen, keine Interviews mit Politikern, Denkern, Musikern, Designern, Theologen, spirituellen Führern, Chefköchen oder Fußballern, bei denen nicht über die Wurzeln referiert wird. Dabei wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass jeder über dasselbe spricht und wohl versteht, was gemeint wird. Bei näherer Betrachtung können diese Wurzeln ethnisch, geografisch, künstlerisch, religiös etc. sein. Kurzum, die einzige Dimension von Wurzeln, über die allseits implizit Übereinstimmung zu herrschen scheint, ist, dass es etwas aus der Vergangenheit ist, das einen geformt hat und auf das man meistens auch stolz ist. Diese Vergangenheit kann dann allerdings von der eigenen Jugend bis hin zu einer ganzen, viele Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende alten Kultur oder Gemeinschaft reichen. Und wenn nun ein Institut in Betracht kommt, ein solches Phänomen zu untersuchen und sichtbar zu machen, dann ist es das Anthropologische Museum, vor allem, wenn dort auch ein Historiker aktiv ist.

⁶ Gemeint sind die NWO, die *Mondriaan Stichting*, der *Bernhard Cultuurfonds* und der *VSB Fonds*.

Um zu verdeutlichen, woher die Frage nach der Bedeutung von Wurzeln kommt, muss man in der Geschichte ein wenig zurückgehen und im Speziellen die Geschichte des transatlantischen Sklavenhandels, der Sklaverei und der afrikanischen Diaspora, die daraus entstand, betrachten. Zwischen dem 17. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind viele Millionen Afrikaner nach Amerika verschleppt worden, um dort als Sklaven zu arbeiten. Kaum jemand kehrte jemals zurück, und langsam wurden sie so zu Afroamerikanern. Das bedeutete jedoch nicht, dass sie damit Afrika vergessen hatten oder dass damit die Idee der Rückkehr über die Generationen hinweg verschwand. Das Gegenteil war der Fall, aber es bestand schlichtweg kaum eine Möglichkeit zur Rückkehr. Daher herrschte überall im karibischen Gebiet ein weit verbreiteter Glaube, dass Menschen, unter bestimmten Voraussetzungen, nach ihrem Tod zurück nach Afrika fliegen würden.

Das Problem beim Gedanken an eine Rückkehr war – sicherlich nach einigen Generationen –, wohin man dann gehen sollte. Denn in allen Sklavenkolonien lebten Afrikaner, die ursprünglich aus sehr verschiedenen Gebieten – bis tief in den Kontinent hinein – kamen, und diese Orte konnten sie oft selber nicht mehr bestimmen. Überdies fand unter den Sklaven im Laufe der Zeit auch eine Vermischung statt. Kinder und Enkel konnten also Eltern und Großeltern aus völlig verschiedenen Gebieten in Afrika haben. Von folgenden Einschiffungsgebieten aus wurden Afrikaner nach Surinam und auf die niederländischen Antillen und nach Aruba verfrachtet:

- Ober-Guinea (Senegambia, Guinea, Guinea Bissau) und die Korn- und Elfenbeinküste (Sierra Leone, Liberia, Elfenbeinküste), Sammelbezeichnung Mende oder Mandingo, zusammen etwa 30 Prozent
- Goldküste (Ghana), Sammelbezeichnung Kormantijn, etwa 25 Prozent
- Sklavenküste (Togo, Benin, West-Nigeria), Sammelbezeichnung Papa, zusammen etwa 10 Prozent
- Calabarküste (Ostnigeria, Kamerun), Sammelbezeichnung Calabari, etwa 5 Prozent
- Loango-Angola-Küste (Gabon, Kongo, Nordangola), Sammelbezeichnung Luango, zusammen etwa 30 Prozent⁷

Die Afrikaner wurden anonym eingeschifft und bekamen in der Neuen Welt eine neue Identität auferlegt. Daher ist ihre Spur nicht mehr zurückzuverfolgen. Kaum jemand von ihnen oder ihren Nachfahren kehrte während oder nach der Sklaverei zurück nach Afrika. Trotz allem ist durch die ganze Geschichte hindurch doch immer eine Ausrichtung auf die Rückkehr nach Afrika geblieben. Für manche wurde das sogar Wirklichkeit: So wurden für Sklaven, die von den

7 Vgl. J.M. POSTMA, *The Dutch in the Atlantic Slavetrade, 1600–1850*, Cambridge 1990, S. 186, 212, 300 und 305–348.

Briten und Amerikanern aus verschiedenen Gründen freigelassen wurden, zwei Länder gegründet: im Jahr 1820 Liberia und 1787 Sierra Leone. Markus Garvey hat zum Beispiel in den 1920er Jahren – auch in Surinam – Millionen Anhänger mit seiner *Back to Africa-Bewegung* gewonnen. Letztendlich missglückte das Projekt, jedoch waren tatsächlich schon Schiffe gechartert worden, um wirklich nach Afrika zurückzukehren.⁸

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde durch immer mehr Afrokaribier und Afroamerikaner ein spezielles afrikanisches Land als Herkunftsland beansprucht. Die am häufigsten genannten Länder wurden der Senegal, Ghana, Benin und Nigeria. Es wurden viele Kulturvergleiche zwischen den afrokaribischen und den westafrikanischen Kulturen gezogen, und allmählich entwickelten sich die genannten Länder für die Afroamerikaner und Karibier, die sehen wollten, woher ihre Vorfahren kamen, zu Pilgerländern. Vor allem Ghana und der Senegal wurden beliebte Reiseziele, weil sie relativ ruhige und gut zum Reisen geeignete Länder darstellen, in denen überdies die Spuren der Sklavenvergangenheit in Form von Sklavenforts noch deutlich sichtbar sind.

Die Pilgerreisen und die Suche nach der afrikanischen Vergangenheit wurden in den 1970er Jahren enorm durch die Veröffentlichung des Buches *Roots*⁹ des afroamerikanischen Historikers Alex Haley stimuliert. Außerdem gab es eine gleichnamige TV-Serie, die allein in den Niederlanden drei- oder viermal ausgestrahlt wurde. Haley verfolgte auf der Basis von Familiengeschichten und Archiven die Spur seiner Ahnen zurück und landete in Mandinka in Gambia. Seitdem ist der Terminus *Roots* der Begriff, mit welchem Afrikaner in der Diaspora ihr Volk oder Herkunftsgebiet innerhalb Afrikas bezeichnen, die Suche danach wird zumeist mit *Back to the Roots* ausgedrückt. Allerdings wird der Begriff, wie schon zuvor erwähnt, seit einigen Jahren in einen viel größeren Kontext benutzt. Das hängt sicherlich mit der Identitätskrise zusammen, mit der viele Gesellschaften und ihre Individuen zu kämpfen haben, aber auf jedem Fall stiftet es Verwirrung, denn worüber wird hier überhaupt gesprochen? Auf jeden Fall geht es um Ursprung und Herkunft. Aber worum genau? Gerade dies wurde somit die Fragestellung des Projektes. Dazu kommt noch ein weiterer wichtiger Aspekt: Seit der Zeit von Alex Haley ist ein wichtiges Forschungsinstrument zur Suche nach den Wurzeln und der Herkunft hinzugekommen: die DNA-Technologie.

Sicher nicht zufällig gehörten Afroamerikaner in den Vereinigten Staaten zu den ersten, die dies als ein fantastisches Instrument erkannten, um den historischen Sprung zurück über den Atlantischen Ozean zu machen. Denn trotz der Forderung Alex Haleys stellte sich heraus, dass es weiter kaum jemandem glückte, seinen afrikanischen Familienursprung zu erforschen. Auf den Sklavenschiffen und auf den Verkaufslisten wurde niemand namentlich notiert, und in Amerika beka-

8 Vgl. A. VAN STIPRIAAN, *July 1: Emancipation Day in Suriname, a contested lieu de mémoire, 1863–2003*, in: *New West Indian Guide* 78 (2004), S. 269–304.

9 Das Buch wurde 1976 in New York veröffentlicht.

men alle Sklaven einen völlig neuen Namen auferlegt und dann auch nur einen Vornamen. An Amerikas Küsten verlief sich die Spur im Sande. Aber durch die DNA-Verwandtschaftsforschung steckt das Archiv in den menschlichen Genen, ohne dass ein Sklavenhändler oder ein Kolonisator störend einwirken kann.

Schon bald boten Wissenschaftler diese Technik dann auch einer breiteren Öffentlichkeit an – zunehmend auch auf kommerzieller Basis. Das Prinzip ist hier, dass das DNA-Profil einer Person mit einer möglichst großen Anzahl von Stichproben aus den Ländern, aus denen irgendwann einmal Afrikaner weggeholt wurden, verglichen wird. Die Gruppe der spezifischen DNA-Profile, mit denen die DNA-Probe die meisten Übereinstimmungen aufweist, ist dann höchstwahrscheinlich die Gruppe, zu der die Vorfahren der betreffenden Person gehört haben. Das Verfahren ist einfach: Man entnimmt eine Speichelprobe, schickt diese in ein spezialisiertes Labor und wartet ein paar Wochen – auf die für sich betrachtet komplizierten Prozesse rund um das Isolieren der DNA und den Abgleich mit der Datenbank – und findet das Ergebnis, von welcher ethnischen Gruppe und aus welchem afrikanischen Land man abstammt, irgendwann im Briefkasten. Indem sie sich weiter in die Gruppenkultur vertiefen und möglicherweise sogar einen Besuch dort abstatten, wird es dann mit einem Mal für die Menschen in der afrikanischen Diaspora möglich, einen bis dahin größtenteils unbeschriebenen Teil ihres individuellen Hintergrundes, ihrer individuellen Identität, viel konkreter mit Inhalt zu füllen. Die eigenen Wurzeln können nun endlich für jedermann sichtbar gemacht werden. Oder doch nicht? Das ist die Frage, der im Projekt nachgegangen wurde.¹⁰

Um die Frage zu beantworten, wurde eine Gruppe aus zwei etablierten Künstlern und sechs jungen Erwachsenen mit künstlerischem Talent zusammengestellt. Alle haben einen afrokaribischen Hintergrund. Die ersten beiden, Theatermacherin und Schauspielerin Jetty Mathurin und der bildende Künstler Marcel Pinas, haben aufgrund ihres Alters und ihres künstlerischen Status schon ein einige Erfahrungen im Leben gesammelt und daher vielleicht auch schon ein konkreteres Bild davon, was (ihre) Wurzeln sind. Die jüngeren haben alle auch ihre eigenen Talente, aber ihr junges Alter verhindert, dass sie schon spezielle Konventionen, Denkweisen oder einen Jargon verinnerlicht haben. Sie haben also noch keine große Lebenserfahrung, aber noch eine lange Zukunft vor sich und vor allem einen offenen Blick. Es war für die Teilnahme an diesem Projekt keine Voraussetzung, dass man sich schon einmal mit den Wurzeln auseinandergesetzt hat, darum ist jeder auch auf eine individuelle Art und Weise in das Projekt eingestiegen. Die einzigen beiden Bedingungen, die gestellt wurden, waren, dass man noch nie in Afrika gewesen sein und dass man keine Angst haben durfte, sich auf Erkundung zu begeben und davon der Öffentlichkeit zu berichten. Daneben

¹⁰ Vgl. A. VAN STIPRIAAN, *Back to the Roots*, in: K. ZIJLMANS/R. ZWIJNENBERG/K. CLEVIS (Hrsg.), *Co-ops. Interterritoriale verkenningen in kunst en wetenschap. Exploring new territories in art and science*, Amsterdam 2007, S. 275–325.

haben drei Wissenschaftler das Projekt begleitet, zudem ein Projektkoordinator und ein Kameramann, da die gesamte Suche bildlich festgehalten werden sollte.

Ergebnisse des Projekts

Als die Gruppe zusammengestellt wurde, zögerte niemand mitzumachen. So unterschiedlich die Meinungen zum Thema Wurzeln auch waren – von »ich bin mir sicher, die liegen in Afrika« bis hin zu »eigentlich habe ich darüber nie wirklich nachgedacht« –, alle wollten mitmachen. Das Spannende einer DNA-Untersuchung und der eventuelle Bonus einer Reise nach Afrika trugen dazu natürlich auch bei. Die Idee war, dass jeder auf so viele Arten wie möglich auf die Suche nach den Wurzeln gehen sollte – von Familienforschung, allerlei Erbstücken, Gesprächen, Literaturrecherchen bis hin zur Selbstbeobachtung und dem Erforschen von Ahnenvölkern via DNA. Ein Teil der Gruppe sollte diese DNA-Spur dann auch wirklich weiter verfolgen, ein anderer nicht. Dies führte zu der Möglichkeit, zu untersuchen, was die physische Anwesenheit in einem bis dahin unbekanntem Ursprungsland mit jemandem macht, verglichen mit jemandem der sein/ihr Ursprungsland nur von Bildern und Beschreibungen kennt. Durch alles hindurch kam von Anfang an folgender Frage, die übrigens auffallend selten gestellt wird, eine zentrale Rolle zu: Wurzeln – hat man die oder macht man sie? Die Antwort darauf lautet im Rahmen unseres Projektes bis jetzt, dass die Wurzeln zu einem Teil aus einer Reihe objektiver Faktoren, zum Großteil jedoch aus den eigenen Entscheidungen bestehen, die die Menschen – bewusst oder unbewusst – treffen. Das bedeutet nicht, dass diese Faktoren falsch sind, aber doch viel individueller, als wir oft denken. In der gesamten Suche, die wir miteinander durchgeführt haben, haben wir offensichtlich zurückblickend gemeinsam, aber auch individuell, eine große Zahl von Entscheidungen getroffen, oder sie wurden für uns getroffen, welche die Ergebnisse ohne Zweifel beeinflusst haben.

So war es eine Entdeckung, dass Wurzeln auch abgelehnt werden können oder jemanden ablehnen können. Das geschah zum Beispiel, als die DNA-Ergebnisse der Mutterlinie eintrafen und ein paar Personen aus dieser Gruppe in Liberia und Sierra Leone landeten. Die Enttäuschung stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Praktisch jeder dachte, aus Ghana zu stammen und hatte dabei das Bild der imponierenden Geschichte und Kultur der Ashanti vor Augen. Nun aber schoben sich auf einmal die blutigen Nachrichtenbilder der Bürgerkriege, Verstümmelungen, Kindersoldaten usw. davor, die alle noch aus Liberia und Sierra Leone kennen. Dazu wollte niemand gehören, geschweige denn, dort auf die Suche nach seinen Wurzeln gehen.

Ein anderes Beispiel für Ablehnung war zu beobachten, als Herby sich einem Fürsten der Fulani und seiner Gesellschaft vorstellte und danach sagte: »und darum bin ich auch ein Fulani«. Nach einem langen Schweigen kam die Gegenfrage: »Aber bist du ein Muslim?«, denn solange er das nicht war, konnte er niemals

ein Fulani sein. Herby empfand dies als eine große Erfahrung und betrachtet die Fulani noch immer als das Volk, von dem er abstammt – aber sehr willkommen hat er sich nicht gefühlt. Dem steht der warme Empfang gegenüber, welcher dem Projektteam an anderen Orten in Kamerun zuteil wurde. Manchmal war die Sklavengeschichte dort kaum bekannt, aber die verlorenen Töchter und Söhne wurden herzlich und aufrichtig empfangen. Unterwegs stießen die Mitglieder der Projektgruppe, die nach Kamerun gegangen war, übrigens auf viele Dinge, die ihnen bekannt erschienen, wie beim Essen, in der Musik und Architektur sowie selbst in der Sprache, die ihnen vertraut vorkam. Dennoch steckten jeweils immer Entscheidungen dahinter: nämlich die Entscheidung, nach Kamerun zu gehen und nicht in den Senegal, nach Liberia oder Guinea Bissau – Länder, die auf Grundlage des Tests auch mögliche Ziele gewesen wären. Die Reiseroute, die Dörfer, und die Menschen, die wir trafen – alles resultierte aus vorher getroffenen Entscheidungen. Andere Dörfer, andere Begegnungen hätten zu anderen Emotionen bezüglich der eigenen Wurzeln führen können. Auch zeigte sich, dass die Projektteilnehmer, die zu Hause bleiben mussten, um da weiter nach ihrem Herkunftsland zu forschen, doch eine geringere emotionale Bindung zu ihrem Land aufbauten als die Reisenden innerhalb der Gruppe. Damit rückte das Phänomen Roots oder Wurzeln doch etwas mehr ins Bild. Das zeigte sich auch, als man sich im Rahmen des Projekts noch weiter in die DNA-Materie vertiefte. Zunächst hatte jeder das Ergebnis des mütterlichen Tests als »die Wahrheit« bezüglich der Frage »wo komme ich her« angenommen. Das gilt zwar noch zum Teil, aber die Teilnehmer betrachten die DNA-Ergebnisse nun mit mehr Vorbehalt. Diese sind jedenfalls keine absolute Wahrheit, sondern eher einer von vielen Indikatoren.

Probleme bei der DNA-Ahnenforschung

Abschließend sollen hier einige Probleme, mit denen die Projektverantwortlichen im Zusammenhang mit der DNA-Ahnenforschung konfrontiert wurden, angesprochen werden. Jemand aus der afrikanischen Diaspora, der afrikanisch aussieht, geht logischerweise auf die Suche nach Wurzeln, die etwas mit Afrika zu tun haben. Dann steht man aber sofort vor der Entscheidung, ob man der mütterlichen Linie, der maternalen DNA-Spur, oder der väterlichen Linie, der paternalen Spur, folgt. Frühere Forschungen zeigten, dass die maternale DNA-Spur in 98 Prozent der Fälle irgendwo in Afrika endet. Wenn man der paternalen Spur folgt, besteht jedoch eine Chance von eins zu drei bis eins zu vier, in Europa auszukommen, was eine Folge der Tatsache ist, dass viele weiße Männer – manchmal auch gewaltsam – mit afrokaribischen Frauen Kinder zeugten. Wenn man dies nicht wissen möchte, wählt man ausschließlich die maternale Linie. Wenn man beiden Linien folgt, führt dies gegebenenfalls zu einem Problem, denn dann können die Wurzeln auf mehreren Kontinenten oder auf jeden Fall in mehreren Ländern liegen.

Im Rahmen des Projekts wurden beide Linien gewählt, jedoch fand die väterliche Linie erst viel später Berücksichtigung. Das Ergebnis war, dass diese nur bei einem von acht Teilnehmern in ungefähr demselben Gebiet wie bei der Untersuchung der mütterlichen Linie mündete, vier landeten in ganz anderen Völkern in völlig anderen Teilen Afrikas; und bei drei Teilnehmern endete die väterliche Linie tatsächlich in Europa. Was und wo sind dann die eigenen Wurzeln? Hinzu kommt, dass bei dieser Art von Untersuchung alle anderen Vorfahren nicht berücksichtigt werden. Das bedeutet, dass von den acht Urgroßeltern nur zwei in der Untersuchung vorkommen, obwohl die anderen sechs durchaus auch genetischen Einfluss auf die Urenkel haben und anderswo auf dem DNA-Profil gefunden werden können. Da die Berücksichtigung dieses Umstandes zu kompliziert und zu teuer geraten wäre, wurde dieser Aspekt nicht untersucht.

Es gibt daher auch Forscher, die sagen, man könne nicht weiter gehen, als zu sagen, zu wie viel Prozent man Afrikaner sei und man könne vielleicht vage andeuten, aus welchem Teil des Kontinents man stamme. Weiter geben sie an, zu wie viel Prozent man Europäer, indigener Amerikaner, Asiat usw. ist. Diese Art von Test wird momentan in Amerika häufig durchgeführt, aber zur Bestürzung vieler kann man bei kaum einem Amerikaner eine eindeutige Herkunft feststellen – die DNA-Profile zeigen bunte Mischungen. Das ist in Zeiten des ethnischen Fundamentalismus eine erfreuliche Botschaft, aber es ist auch gefährlich, denn kurz nachdem das Rassenkonzept sich als biologisch unhaltbar erwies und abgeschafft wurde, kommt es via DNA-Technologie wieder zurück: Man kann genetisch einen afrikanischen, einen europäischen und asiatischen Hintergrund differenziert von einander unterscheiden. Es existieren also doch geographisch-ethnisch spezifische Merkmale, und das lässt eine Unterscheidung nach »Rassen« auf einmal wieder sehr nahe rücken.

Eine weitere Entscheidung, die man auf einer derartigen Suche treffen muss, ist die, bei welchem (amerikanischen) Laboratorium man sich testen lässt. Die Projektverantwortlichen entschieden sich für die Einrichtung mit der – nach eigener Aussage – größten afrikanischen DNA-Datenbank, mit der die DNA verglichen werden konnte.¹¹ Die Einrichtung erhob den Anspruch, über etwa 20.000 Proben von einigen hundert verschiedenen ethnischen Gruppen in Afrika zu verfügen. Dies bedeutet, dass pro Gruppe einige Dutzend DNA-Proben repräsentativ für eine ganze Gruppe stehen, die manchmal einige Millionen Menschen umfasst. Daneben war nicht bekannt, wie diese Proben gesammelt wurden, und ob dies auf eine einigermaßen moralisch vertretbare Weise geschehen ist. Wussten die Menschen, woran sie arbeiteten, oder geschah dies auf die altertümliche Art, nach der früher Schädelvermessungen und andere physische Anthropologie betrieben wurde, die einige Rassentheorien unterfütterten?¹²

11 Vgl. hierzu <http://www.africanancestors.com>.

12 VAN DUUREN (wie Anm. 5), S. 28–32.

Mit DNA-Ergebnissen muss daher sehr vorsichtig umgegangen werden. Die Länder, auf die sie verweisen, existierten zur Zeit der Sklaverei noch nicht in der heutigen Form und einige Völker ebenfalls nicht. Größere Gruppen in Afrika, die heutzutage an einem bestimmten Ort leben, sind in den vergangenen Jahrhunderten von anderswo migriert. Und wie viele Generationen muss man zurückverfolgen, um sagen zu können: Dies sind meine Wurzeln? So gibt es noch überaus viele Fragen, auf die man noch keine (eindeutige) Antwort geben kann. Das einzige, was sich genau sagen lässt, ist die Tatsache, dass die Identifizierung der Herkunft ein Stück vorangekommen ist, seit sich die Möglichkeiten der DNA-Forschung verbessert haben.

Schlussbetrachtung

Alle Teilnehmer des Projekts sagen, dass es sie bereichert hat. Eigentlich hatten sie schon mehrere Wurzeln: ihren surinamischen oder antillianischen Hintergrund, aber daneben auch den Hintergrund, den sie in der Zwischenzeit in den Niederlanden aufgebaut haben. Niemand aus der Gruppe plant, in seinem oder ihrem afrikanischen Herkunftsland eine Zukunft aufzubauen, aber dennoch möchten sie ab und an dorthin zurückkehren. Dies gilt für die meisten auch mit Blick auf Surinam oder die Antillen. Auch wenn man sich selbst als Surinamer oder antillianischer Niederländer bezeichnet, so liegen doch offensichtlich auch schon sehr viele Wurzeln in den Niederlanden. Und wie sehen Wurzeln nun aus? Jeder hat dem auf seine eigene Weise Form gegeben. Für den einen ist es vor allem die Familie, unabhängig davon, wo sich diese befindet oder befand. Andere sagen, dass Wurzeln vor allem etwas sind, das von der mütterlichen Linie kommt, denn eine Mutter ist viel wichtiger als ein Vater – ein typisch afrokaribischer Blickwinkel – oder es ist die Ablehnung der väterlichen europäischen Wurzeln mit dem Motiv, dass man nicht von einem Vergewaltiger abstammen möchte. Wieder andere unterscheiden zwischen weiter entfernten und nahen Wurzeln, also den Einflüssen entfernter Vorfahren, der engen Familie und der eigenen Jugenderlebnisse. Wurzeln sind in jedem Fall die Emotionen des Erkennens und Wiedererkennens von Verwandtschaft, materiell und immateriell. Und da diese Verwandtschaft auch immer einen physischen Kontext besitzt, scheinen Wurzeln auch immer einen Ort zu haben, an den man eventuell gehen kann.

Eine der wichtigsten Schlussfolgerungen ist, dass Wurzeln offensichtlich nicht eindimensional sind, sondern dass jeder sich durch eine Vielzahl an Wurzeln nähren kann. Und das vielleicht Allerwichtigste ist, dass Wurzeln in großem Maße vor allem aus eigenen Entscheidungen bestehen. Das Tropenmuseum zeigt in den nächsten Jahren in der karibischen Abteilung eine Kurzfassung des Films, der an eine künstlerische Installation mit dem Namen *Reconnecting Africa* gekoppelt ist. Mit einem Projekt verknüpft das Tropenmuseum verschiedene Arten der Forschung miteinander: Resultate wissenschaftlicher Forschung gekoppelt

an nicht-wissenschaftliche, persönliche und emotionale Forschung, gekoppelt an künstlerische Forschung usw. Auf diese Weise wird sichtbar gemacht, wie wissenschaftliche Forschung funktionieren und nutzbar gemacht werden kann. Gleichzeitig spielt die wissenschaftliche Forschung eine Rolle in der breiteren gesellschaftlichen Diskussion über Identifikationen und die gefährlichen Seiten der DNA-Forschung. Das Resultat ist dadurch für alle betroffenen Parteien äußerst aufschlussreich und bedeutsam.